Sünden gegen das Vertrauen

Oftmals scheint es normal, daß „menschliche“ Reaktionen auf Probleme tatsächlich einen Mangel an Vertrauen zu Gott widerspiegeln. Unsere Sorgen und Befürchtungen, unsere Zweifel und Ängste, unser Mißmut und unser Kummer, unsere Entmutigungen und unser selbstsüchtiges Verhalten – wird dadurch nicht eine Haltung des Mißtrauens gegenüber Gott und seiner Vorsehung und Liebe offenbar? Natürlich handelt es sich dabei nicht immer um sündhafte Einstellungen, und häufig sind es eben bloß spontane Gefühle statt frei von uns gewählt. Doch wenn wir diese Haltungen und Reaktionen benennen, können wir bewußter gegen sie angehen, und auf diese Weise sind wir möglicherweise imstande, ein stärkeres Vertrauensverhältnis aufzubauen. Wenn wir Gott wirklich lieben wollen, ist es ganz wichtig, unser Mißtrauen zu überwinden. Untersuchen wir einmal vier dieser Einstellungen, die unser Vertrauen zu Gott gefährden können.

Angst

Eine dieser „natürlichen“ Reaktionen auf schlechte Nachrichten, schwere Zeiten oder einfach nur Unsicherheit in bezug auf die Zukunft, nennt man *Angst*. Mit Angst bezeichnet man ein seelisches Unbehagen oder eine Seelenqual, was durch eine Furcht vor einer Bedrohung oder einem Unglück ausgelöst wird. Wir erleben dieses Gefühl, wenn unsere Seele entweder von einem realen oder einem eingebildeten Leid aufgewühlt wird. Das reicht von Abschlußprüfungen über schwierige romantische Beziehungen bis hin zu Krankheiten. Angst steht in einem engen Zusammenhang mit Besorgnis, Zweifel und Furcht. Wir sind beunruhigt, wir zweifeln, wir sind ängstlich

über das, was die Zukunft uns wohl bringen wird. *Was wird mit uns geschehen? Wird alles gut ausgehen? Werden wir die nächste Hürde nehmen? Wie wird es mit mir weitergehen, wenn dieses oder jenes geschieht?*

Wiederum kann es sein, daß derartige Empfindungen weiter nichts als eine spontane Reaktion auf das Nachdenken über mögliche künftige Unannehmlichkeiten sein kann. Wenn wir schwere Zeiten vorhersehen, fangen wir natürlich an, uns zu fürchten und uns unwohl zu fühlen. Doch genau hierbei erweist sich das Vertrauen zu Gott als so unentbehrlich. Der Gedanke, daß Gott uns liebt, daß er stets bei uns ist, daß er niemals eine Versuchung, die unsere Kräfte übersteigt, zulassen wird, und daß jede irdische Schwierigkeit im Vergleich mit der Ewigkeit naturgemäß von kurzer Dauer ist – all das gibt uns Kraft, unsere Probleme mit Tapferkeit und Mut anzugehen. Ein standhafter Glaube an Gottes Vorsehung und seine Fürsorge bewahrt uns davor, allzu besorgt zu sein, und erhält uns den Seelenfrieden.

Der Zweifel kann freilich entweder gut oder schlecht sein. Wir alle machen Zweifel durch, wenn wir im Glauben reifen. Arglosigkeit weicht einem legitimen Infragestellen, was sich oftmals wiederum zu einem festeren Glauben entfaltet. Wenn Gott seine Vertrauenswürdigkeit bereits gezeigt hat, handelt es sich allerdings um hartnäckige Zweifel, um Zweifel, die weiterbestehen, die dann allmählich unser Vertrauen und unsere Liebe zersetzen. Wir sind alle dazu berufen, nach der Wahrheit zu streben, und – wenn wir sie gefunden haben – an ihr unermüdlich festzuhalten. Gott verdient unser Vertrauen, und wenn wir das erkannt haben, sollten wir nie mehr zu unseren Zweifeln zurückkehren.

Auch die Furcht ist eine nahe Verwandte der Angst. Auch sie hat eine positive und eine negative Seite. Johannes sagt, daß die vollkommene Liebe die Furcht vertreibt (siehe 1 Johannes 4,18), und das gleiche muß ebenfalls für das vollkommene

Vertrauen gelten. Wenn wir absolut vertrauen, was haben wir dann noch zu befürchten? Doch die Bibel spricht von zwei unterschiedlichen Arten von Befürchtungen, die Katharina von Siena als „sklavische Furcht“ *(timor servilis)* und als „kindliche Furcht“ *(timor filialis)* bezeichnet.[13] Die sklavische Furcht – die Furcht eines Sklaven vor seinem Herrn – ist die Furcht vor der Bestrafung und vor dem Herrn selbst. Ein Sklave weiß, daß sein Leben von seinem Gebieter kontrolliert wird, und er fürchtet, daß dieser möglicherweise in einem bösen Sinne über ihn verfügt. Ein Sklave hegt Mißtrauen, weil er sich als nützliches Werkzeug im Eigentum eines anderen befindet und nicht als Kind geliebt wird.

Die kindliche Furcht – die Furcht, die von einem Sohn oder einer Tochter empfunden wird – ist etwas anderes. Sie wird als „Anfang der Weisheit“ (Sprichwörter 9,10) geschildert und außerdem als Gabe des Heiligen Geistes. Wieso das? Wie macht die Gottesfurcht uns weise? Als Tugend bedeutet die „Gottesfurcht“ einfach nur, daß wir Gott als unseren Bezugspunkt für all unsere Entscheidungen nehmen. Ob ihm unsere Handlungen gefallen oder mißfallen, wird zu unserer vordringlichen Sorge, die höhersteht als das, was andere über uns denken oder was wir durch Entscheidungen womöglich gewinnen oder verlieren. Den Herrn zu fürchten bedeutet, uns in erster Linie um ihn zu kümmern und keinem anderen mit der Treue zu dienen, die nur ihm zusteht.

In diesem Zusammenhang können wir besser verstehen, was der Psalmist meinte, als er schrieb: „Alle, die ihr den Herrn fürchtet, vertraut auf den Herrn! Er ist für euch Helfer und Schild“ (Psalm 115,11). Hier wird das Vertrauen der Furcht nicht als Gegensatz gegenübergestellt, sondern als deren Ergänzung. Gerade wer den Herrn fürchtet (ihn verehrt und respektiert), ist aufgerufen, ihm zu vertrauen. Verehrung und Gehorsam allein reichen nicht aus. Was Gott in erster Linie möchte, ist unser Vertrauen.

Daher konnte der Psalmist außerdem schreiben: „Ich vertraue auf Gott und fürchte mich nicht. Was können Menschen mir antun?“ (Psalm 56,4). Gott sei unser Anfang und unser Ende, der Eine, dem wir alles geben und von dem wir alles erwarten: das ist die Kernaussage der Botschaft des Psalmisten. Der Apostel Paulus hat genau dieses Thema aufgegriffen, als er schrieb: „Ist Gott für uns, wer ist dann gegen uns? Er hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle hingegeben – wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“ (Römer 8,31–32).

Klagen

Sich zu beklagen, ist menschlich – oder man hält es zumindest für etwas Menschliches, weil es so häufig vorkommt. Ich hatte jedoch das große Glück, in meinem Leben Menschen zu begegnen, die sich niemals beklagen. Leider gehöre ich nicht zu ihnen. Ich bringe meine negativen Gefühle, wenn man mich enttäuscht hat oder wenn irgend etwas nicht nach meinen Vorstellungen gelaufen ist, ohne weiteres zum Ausdruck. Doch ich habe Menschen – zumindest einige wenige – getroffen, von denen man nie ein negatives Wort hört. Sie sind psychisch anscheinend nicht imstande, sich auf die negativen Aspekte der Dinge zu konzentrieren, sondern betrachten statt dessen sogleich die positiven. Sie äußern niemals Unzufriedenheit oder Unmut und scheinen unglückliche Zwischenfälle ebensogut zu ertragen wie sie glückliche Fügungen annehmen.

Mein größter Fehler ist, daß ich wirklich kritisch bin – mir, meinen Freunden und sogar Gott gegenüber. Ich möchte gerne lernen, wie man alles annimmt, was er mir gibt, ohne mich zu beklagen, doch anscheinend finde ich bei allem immer, daß irgend etwas nicht stimmt.
Brian, 22 Jahre

Der Grund, weshalb ich das Sich-Beklagen zu den Feinden

des Vertrauens zähle, ist ein dreifacher. Zunächst konzentriert sich jemand, der sich beklagt (wir kennen alle diese Art von Leuten), hartnäckig auf das Negative. Er ist offenbar nie zufrieden mit seinem Los; etwas fehlt immer, etwas stimmt nie so ganz. Das ist auf einer geistlichen Ebene problematisch, weil es uns dazu führt, die Gegenwart von Gottes Gnade und seiner Liebe in unserem Leben auf ein Minimum herabzusetzen und damit seine reichlichen Gaben zu übersehen. Statt seine offenkundige Liebe für uns wahrzunehmen – selbst in den Zeiten der Versuchung –, heben wir die Schwierigkeiten unserer eigenen Existenz hervor. Wir alle haben natürlich Probleme, doch sich zu beklagen bedeutet, daß wir es vorziehen, unsere Unzufriedenheit mit den Zuständen zu bekunden. Das zerstört unser Vertrauen zu Gott und fördert in unserem Leben einen abgestumpften Blick auf sein Handeln.

Zweitens ist das Sich-Beklagen wiederum eng mit der Undankbarkeit verwandt, da beide unterlassen, den Überfluß an Gaben anzuerkennen, mit denen Gott uns täglich überschüttet. Eine gewohnheitsmäßige Unzufriedenheit mit dem Leben kann nicht gleichzeitig neben einem dankbaren Herzen bestehen, das alles als freiwillig geschenktes Zeichen der aufmerksamen Fürsorge Gottes für seine Kinder betrachtet. Ein dankbarer Mensch kann gar nicht über sein großes Glück hinwegkommen, daß Gott ihn erwählt hat, der Empfänger seiner Liebe zu sein. Er bekennt, dessen unwürdig zu sein.

Wenn einem Armen ein Zimmer in einem Königsschloß angeboten würde, bezweifle ich sehr, daß er sich über die Möblierung oder die Farbgestaltung der Räume beklagte! Dankbarkeit erzeugt Vertrauen, da sie sich auf Gottes Güte konzentriert, die alles zu unserem Wohl regelt. Auf die gleiche Weise bringt Undankbarkeit insofern Mißtrauen hervor, daß sich der undankbare Mensch schlecht umsorgt fühlt und keinen Grund hat, in der Zukunft irgend etwas besseres zu erwarten.

Drittens offenbart das Klagen eine weltliche Sichtweise auf die Dinge, die das verborgene Wirken der Vorsehung nicht zur Kenntnis nimmt. Statt sich selbst zu fragen, was Gott möglicherweise im Sinn hat, wenn er bestimmte Umstände zuläßt (wenn man sich mal daran erinnert, wie er in der Vergangenheit schreckliche Unglücke zum Segen werden ließ!), sieht der Nörgler nur die unmittelbaren Nachteile oder den Ärger an seiner Situation. Außerdem gelingt es ihm nicht zu erkennen, wie fruchtbar dieses Opfer sein könnte.

An dieser Stelle erlaube ich mir, recht deutliche Worte zu gebrauchen, wobei ich mich damit rechtfertige, den Apostel Paulus zu zitieren. In seinem Brief an die Philipper schreibt Paulus: „ denn viele … leben als Feinde des Kreuzes Christi“ (Philipper 3,18). Dabei bezieht er sich ausdrücklich auf die, die „Irdisches […] im Sinn“ haben (3,19). Wenn wir Unbehagen als unseren größten Widersacher betrachten, meiden wir natürlich das Kreuz, selbst dann, wenn Christus es für uns als Mittel der Heiligung und Fruchtbarkeit im Sinn hat.

Aus diesen Überlegungen sollten Sie allerdings nicht schließen, daß Ihre einzige Alternative als Christ darin bestehe, „es auf sich zu nehmen“. Eine positive, vertrauende Einstellung macht uns nicht blind gegenüber den wirklichen Härten des Lebens oder den Rückschlägen, die wir in persönlicher oder kirchlicher Hinsicht erleben. Christus erwartet nicht von uns, daß wir uns auf unserer Reise durch dieses Tal der Tränen unverbesserlich optimistisch oder stoisch verhalten. Überdies hat Gott größtes Mitgefühl für unsere Tränen und unsere inständigen Bitten – wie es die großen Patriarchen und Heiligen bewiesen haben. Er empfindet mit uns und steht uns bei in unserem Elend. Was er allerdings verlangt ist, daß wir uns in unserer Notlage an ihn und keinen anderen wenden, und daß wir uns unerschütterlich auf seine Liebe zu uns verlassen.

Muß ich auch wandern in finsterer Schlucht,
ich fürchte kein Unheil;
denn du bist bei mir,
dein Stock und dein Stab
geben mir Zuversicht.
(Psalm 23,4)

Entmutigung

Ein weiterer Feind des Vertrauens ist die Entmutigung. Unser Leben ist oft kein Spaziergang, und so kann eine Ansammlung von persönlichen Fehlschlägen, ungünstigen Umständen und sehr schweren Unglücksfällen leicht zu Niedergeschlagenheit führen. Obwohl Ungemach, das von außen kommt, unsere Entschlossenheit oftmals wappnen und uns zu weiteren Taten antreiben kann, haben interne Schwierigkeiten wie moralisches Versagen und Unbeständigkeit in geistlicher Hinsicht häufig den gegenteiligen Effekt. Wie schnell verlieren wir doch unseren Enthusiasmus in Zeiten der Trockenheit oder wenn wir in unserem geistlichen Leben nicht viel Fortschritt erkennen! Wie verlockend ist es doch aufzugeben, wenn wir fallen, besonders dann, wenn wir wiederholt fallen!

Doch der Herr bittet uns nicht *trotz,* sondern gerade *wegen* unserer Schwachheit, Vertrauen zu haben. Unsere Not stößt ihn nicht ab; sie rührt sein Herz zu Mitgefühl. Er hilft allen, die ihr Vertrauen auf ihn setzen.

Nichts anderes schwächt uns so sehr wie die Entmutigung. Sie zehrt an unserer Kraft und unserer Schaffensfreude und zieht uns so richtig tief herab, indem sie das vom Heiligen Geist geschenkte Licht und den Lebensmut aussperrt.[14] Selbst wenn wir schon ganz tief gesunken sind, ganz schlimme Dinge getan oder uns seit langem von Gott abgewandt haben, ist Hoffnung nicht nur eine Option, sie ist ein dringendes Erforder-

nis. Er ruft uns stets zu sich zurück, möchte unentwegt unsere Freundschaft und bietet allezeit seine Barmherzigkeit jedem an, der sie braucht.

Wenn wir uns das Gefühl der Entmutigung einmal näher anschauen, werden wir einiges entdecken, das uns vielleicht überrascht. Zunächst einmal resultiert es nicht aus einem Übermaß an *Demut,* sondern einem Übermaß an *Stolz*. Oftmals haben wir eine so hohe Meinung von uns, daß wir einfach mutlos werden, sobald wir den Anforderungen, die wir an uns selbst stellen, nicht genügen. Wir bauschen unsere eigene Bedeutung auf, als ob unsere Schwachheit und unsere Sünden irgendwie gewichtiger als Gottes Güte und Barmherzigkeit wären.

Doch manchmal zeigt sich Entmutigung auch, weil wir uns selbst gar nicht besonders gut kennen. Wir haben eine allzu hoch geschraubte Vorstellung von uns selbst und von unserer eigenen Tugendhaftigkeit, so daß wir uns – wenn wir fallen – überrascht, irritiert und beschämt fühlen, und wir wollen dann aufgeben. Doch der Schmerz hierbei rührt nicht so sehr daher, daß wir gescheitert sind und Gott gekränkt haben, sondern er hat seine Ursache in unserer verletzten Selbstliebe. Wir sind peinlich berührt und gedemütigt, wenn wir uns so schwach erleben.

Auf Gott zu vertrauen bedeutet, unseren Fokus von *unserer* Bedeutungslosigkeit auf seine Größe und Erhabenheit zu verlagern. Entmutigung tritt dann auf, wenn wir aufhören, Gott anzuschauen (für den alle Dinge möglich sind) und uns auf uns selbst und unser eigenes Elend fixieren. Manchmal scheint es sogar, als sei Entmutigung die „angemessene“ oder „demütige“ Reaktion auf ein Scheitern, als ob ein freudiges Vertrauen auf Gott irgendwie mit der Realität unserer eigenen Gebrechlichkeit kollidiere.

In solchen Situationen ist es besonders hilfreich, Gefühle der Entmutigung als eine *Versuchung* zu behandeln. Sich selbst zu bemitleiden und der Mutlosigkeit zu gestatten, Macht über ei-

nen zu gewinnen, hilft niemandem. Es hilft *uns* nicht, es gefällt *Gott* nicht, und *anderen* nützt es auch nichts. Eigentlich ist der einzige, der durch unsere Mutlosigkeit als Sieger hervorgeht, der Teufel, der sich daran ergötzt, wenn er sieht, daß wir an der Liebe und Barmherzigkeit Gottes zweifeln.

Denken Sie an Petrus, wie er auf dem Wasser geht und gerade ein Wunder erlebt. Im Evangelium heißt es: „Als er aber sah, wie heftig der Wind war, bekam er Angst und begann unterzugehen" (Matthäus 14,30). Mit anderen Worten: Sobald er seinen Blick von Christus abwandte und anfing, sich umzuschauen, um seine Probleme und seine eigene menschliche Unfähigkeit zu betrachten, das zu tun, was er da eigentlich tat, begann er unterzugehen. Unser Mut und unser Vertrauen gehen von Gottes Stärke und seiner Treue aus, nicht von uns selbst. Es ist seine Macht, die uns aufrichtet und uns befähigt, vieles zu tun, das wir niemals aus uns selbst heraus tun könnten.

Wir brauchen diesen Mut, um wieder aufzustehen und mit Demut und Vertrauen erneut ganz von vorne zu beginnen. Aus unseren Mißerfolgen und Abstürzen kann Gott ganz wundervolle Dinge hervorbringen, angefangen dabei, daß wir unsere eigenen Schwächen und unser Bedürfnis nach seiner Barmherzigkeit besser erkennen. Auf der anderen Seite ist Entmutigung eine Versuchung, die der Teufel uns als Stolperstein auf den Weg wirft, um unser geistliches Vorwärtskommen zu behindern und uns bei unserer Verpflichtung Christus gegenüber ins Wanken geraten zu lassen. Vertrauen zeigt sich dann auf eine besonders schöne Weise, wenn wir – nachdem wir gefallen sind – noch immer die Hoffnung haben, die Hand Gottes fassen zu können, der unsere ergreift, um uns wieder aufzuhelfen.

Selbstsüchtiges Verhalten

Ein weiteres wichtiges Hindernis für das Vertrauen ist selbstsüchtiges Verhalten. Obwohl es mit vielen harmlos klingenden Namen bezeichnet werden kann – *Verantwortlichkeit, Autonomie, Unabhängigkeit, Selbstvertrauen* –, läuft es doch immer wieder auf Stolz hinaus. Und genauso wie der Stolz der König der Laster ist, ist er auch der größte Feind des Vertrauens. Je mehr uns unser Erfolg in die Höhe treibt, je mehr wir unseren eigenen Fähigkeiten vertrauen, je überzeugter wir von unserer eigenen Meinung werden, desto weniger scheint Gott ein dringend benötigter Erlöser zu sein, und desto mehr wirkt er wie jemand, der in unsere Welt eindringt. Seine Gebote werden zu einer unerwünschten lästigen Pflicht, und seine Angebote uns zu helfen, ein frecher Angriff auf unser Vermögen, für uns selbst zu sorgen.

Es ist demütigend, von einem anderen abhängig zu sein, und unsere natürliche Veranlagung zum Stolz zerrt unaufhörlich an uns, um uns zu versichern, daß wir es allein schaffen. Wie ein Kind, daß seine Hand trotzig aus dem Griff seiner Mutter befreit, um allein zu laufen, versuchen wir oft, unseren eigenen Weg ohne Gottes Hilfe und ohne seine Regeln zu gehen.

Vertrauen beruht auf der innigen Überzeugung, daß wir es nicht allein tun können, und daher ist Demut eine Grundvoraussetzung für das Vertrauen. Das Anerkennen unserer Armseligkeit und unseres Bedürfnisses nach einem Erlöser verhilft uns, um den Beistand zu bitten und auf ihn zu hoffen, den Christus uns anbietet. Niemand von uns ist sein eigener Erlöser, auch wenn wir es oft gerne sein möchten. Wir brauchen Demut, damit wir um Gottes Hilfe bitten können. Wir brauchen Demut, um das Lenkrad unseres Lebens loszulassen, damit der Heilige Geist fahren kann.

Eine Seele, die sich selbst erniedrigt, ist vor Gott allmächtig. Es ist unsere Niedrigkeit und Nichtigkeit, auf die Gott reagiert.

Manchmal meinen wir ja, wir müßten Gott beeindrucken und ihn gewinnen, indem wir ihm zeigten, zu welchen wundervollen Dingen wir in der Lage sind. Wie der Pharisäer holen wir unsere Liste mit unseren Fähigkeiten und Leistungen hervor, als ob wir von Gott erwarteten, daß er zurückweicht und sagt: „Toll! Du bist ja so ein fabelhafter Christ! Jetzt weiß ich, warum ich dich so sehr liebe!“ Doch das wird nicht geschehen. Wie im Fall des Pharisäers läßt eine solche Selbstverherrlichung Gott bloß traurig den Kopf schütteln, und er fragt sich, wann wir unsere Selbstverliebtheit überwinden werden und ihn in unser Herz lassen.

Demut und Vertrauen sind Geschwister. Sie passen von Natur aus zusammen und ergänzen sich gegenseitig. Demut ohne Vertrauen gleitet leicht in Mutlosigkeit ab, während Vertrauen ohne Demut sich rasch in fruchtlose Einbildung verwandelt. Wenn wir diese beiden Tugenden gemeinsam üben, werden wir uns zutiefst bewußt darüber, daß wir ohne Gottes Gnade nichts sind und nichts tun können, doch uns wird zugleich bewußt, daß es mit ihm nichts gibt, das wir nicht tun können. Unser Selbstvertrauen wandelt sich zu Gottvertrauen.

Sie können mehr vertrauen, als Sie denken

Nachdem Sie sich durch diese Sünden gegen das Vertrauen geschlagen haben, könnten Sie vielleicht soweit sein, das Handtuch zu werfen. Wir können uns leicht selbst zur Brust nehmen, da wir alle in unserem Leben Anzeichen dieser Sünden erkennen. Doch seien Sie nicht zu schnell mit dem Aufgeben. Tatsache ist doch, daß Sie Gott wahrscheinlich ein ganzes Stück mehr vertrauen, als Ihnen bewußt ist.

Beten Sie? Ich glaube nicht, daß Sie das tun würden, wenn Sie nicht darauf vertrauten, daß Gott Sie hört und Ihnen antwortet. Vielleicht täten Sie es ja einmal oder zweimal in der

vergeblichen Hoffnung, daß da draußen „irgend jemand“ wäre, aber Sie würden es nicht mit einer gewissen Regelmäßigkeit tun. Ein regelmäßiges Gebetsleben ist ein sicheres Zeichen dafür, daß Sie Gott vertrauen. Gewiß, Ihr Gebetsleben könnte besser sein – vertraulicher, gesprächiger, weniger Ichbezogen –, doch das Faktum, daß Sie beten, bedeutet, daß Sie bereits etwas Wichtiges tun.

Versuchen Sie, nach dem Willen Gottes zu leben? Ich zweifle sehr stark, daß Sie es nicht tun, wenn Sie Gott nicht vertrauen würden. Sie glauben an ihn. Sie glauben, daß er etwas mit ihnen vorhat. Sie glauben, daß Sie eines Tages von ihm gerichtet werden. All das bedeutet, daß Sie an sein Wort glauben und Vertrauen in seine Versprechen haben. Warum sonst würden Sie sich damit befassen? Könnten Sie sich noch mehr Mühe geben und noch beharrlicher sein? Ganz sicher. Doch Ihr Wunsch, ihm zu gefallen und Fortschritte zu machen, ist bereits ein Zeichen dafür, daß Sie ihm vertrauen und ihn lieben.

Wohin werden Sie sich in der Stunde Ihrer Not wenden? Vermutlich wissen Sie, tief in Ihnen, daß in den schwierigsten Lebenslagen Gott allein Ihnen helfen kann. Sie vertrauen Ihrer Familie und Ihren Freunden, doch letztlich vertrauen Sie Gott, daß er Sie erlöse. Er allein hat den Schlüssel zu Ihrem Leben und erwartet Sie in der Ewigkeit. Wie der ängstliche Petrus mit seinen wackligen Beinen über das Meer lief, zittern auch Sie und schwanken auch Sie manchmal, doch wenn das geschieht, werfen Sie sich auf Jesus und rufen ihm zu: „Jesus, rette mich!“

Könnten Sie noch mehr vertrauen? Natürlich könnten Sie das. Doch das heißt nicht, daß Ihr Vertrauen nicht echt ist. Nur Mut!

Daher ist Vertrauen zu Gott eine der Möglichkeiten, Gott zu zeigen, daß wir ihn lieben. Es ist ein Geschenk, das wir ihm machen. Leider ist es einfacher, den Wert des Vertrauens